



Protest der „Russländischen Gemeinde“ in Sewastopol gegen den ukrainischen Plan eines Nato-Beitritts: Von Feinden umzingelt

UKRAINE

## Die letzte Bastion

Bis mindestens 2017 will Russlands Kriegsmarine den Hafen in Sewastopol nutzen – als Stützpunkt auf ukrainischem Boden. Doch seit dem Georgien-Krieg ist klar, dass längst ein Machtkampf um die Zukunft der Schwarzmeerstadt begonnen hat. *Von Walter Mayr*

Wo Hitze und Dieselgestank am erdrückendsten sind, tief im Bauch des Raketenkreuzers „Moskwa“, treten die niederen Dienstgrade frühmorgens aus ihren Fünfbettkajüten. Wie ein Gefängnistrakt mit Zellenwänden aus graulackiertem Stahl wirkt das Flaggschiff der russischen Schwarzmeerflotte hier unten.

Treppauf geht's zum Morgenappell. Zwischen zigarrenförmigen Raketenschächten und Abschussrampen für Flugabwehr-Geschosse stehen Punkt 7.43 Uhr Offiziere und Matrosen in Dreierreihen auf dem Oberdeck stramm, während der Divisionskommandeur die Formation abschreitet. „Wir grüßen den Genossen Konteradmiral“, brüllen die Truppen, dann heißt es: „Rührt euch.“

Hier, an Kai 14 in der Holland-Bucht von Sewastopol, ist Russlands Kriegsmarine wieder gefechtsbereit – so jedenfalls klingt das bei Konteradmiral Andrej Baranow, dem stellvertretenden Kommandierenden der russischen Schwarzmeerflotte. Die jüngste Operation in georgischen Gewässern sei ein kurzer Akt der „Selbstverteidigung“ gewesen, weitere Kampfeinsätze

stünden vorerst nicht zur Debatte. Obwohl, sagt Baranow, das Schwarze Meer nun unzweifelhaft zum „Brennpunkt“ geworden sei „und wir natürlich verpflichtet sind, unsere Bürger im Ernstfall zu beschützen“.

Der Konteradmiral wählt genau die Worte, mit denen Moskau schon den Kampfeinsatz im August in Georgien begründet hat: Bürger in den Separatistengebieten Abchasien und Südossetien, an die zuvor russische Pässe ausgegeben worden waren, mussten dort vor einer georgischen Aggression „geschützt“ werden. In der Hafenstadt Sewastopol, auf der ukrainischen Halbinsel Krim, liegt der Fall aber komplizierter. Beinahe drei Viertel der Bewohner der Stadt und rund die Hälfte der ganzen Krim-Bevölkerung sind ethnische Russen – die meisten von ihnen haben jedoch die ukrainische Staatsbürgerschaft.

Zwar kursieren auch auf der Krim inzwischen Gerüchte über die Ausgabe russischer Pässe in großem Stil. Die Vorsitzende der „Russländischen Gemeinde“ in Sewastopol geht gar von bis zu 50 000 russischen Staatsbürgern allein im Stadtgebiet aus, was Moskauer Konsulatsbeamte de-

mentieren. Am vergangenen Montag aber hat das russische Oberhaus noch ein Signal gesetzt. Es erleichterte die Einbürgerung russischstämmiger Staatsbürger anderer Länder – allein in der Ukraine sind das bis zu acht Millionen.

Dabei ist Sewastopol, Stützpunkt für 14 000 Mann der russischen Schwarzmeerflotte, schon jetzt eine Art Moskauer Exklave, ein dicker Stachel im Fleisch der seit 1991 unabhängigen Ukraine. Die Stadt wurde russisch unter Zarin Katharina II., und sie blieb es, bis KPdSU-Parteichef Nikita Chruschtschow im Rahmen eines Gebietsaustausches die ganze Krim 1954 als „Geschenk“ der ukrainischen Sowjetrepublik vermachte. Seit der Teilung der Schwarzmeerflotte 1997 ist Sewastopol Heimat eines russischen und eines ukrainischen Flottenverbands. Das russische Mietverhältnis endet im Mai 2017.

Schon bis spätestens Mittwoch aber muss die Entscheidung fallen über den russisch-ukrainischen Freundschaftsvertrag – er garantiert die bestehenden Grenzen zwischen beiden Ländern und friedliches Zusammenleben. Ob und zu welchen Bedingungen der Vertrag um noch einmal





Russischer Raketenkreuzer „Moskwa“ bei Rückkehr aus dem Georgien-Krieg am 23. August: „Einen friedlichen Weg wird es nicht geben“

zehn Jahre verlängert wird, war zuletzt heftig umstritten.

„Wenn wir Sewastopol verlieren, verlieren wir den ganzen Kaukasus“ – lieber also gleich den Vertrag kündigen und die Heimholung der Hafenstadt ins Russenreich anstreben, so tönte Jurij Luschkow, Moskaus Oberbürgermeister. Als militantes Sprachrohr und Sponsor der russischen Krim-Diaspora gibt er seit Jahren schon den Kettenhund des Kreml. Der ukrainische Präsident Wiktor Juschtschenko wiederum, geschwächt durch den erneuten Kollaps seiner Regierungskoalition, stellte klar, dass er Moskaus Marine lieber heute als morgen aus dem Land hätte.

Von Bord der „Moskwa“ aus ist gut zu erkennen, warum: Schon ein Funke in den Buchten Sewastopols könnte einen politischen Flächenbrand auslösen. Bordwand an Bordwand liegen hier aschgraue Stahlkolosse unter russischer wie ukrainischer Flagge, nahebei dümpelt wie ein strandender Wal das U-Boot „Alrossa“, und mittendrin kreuzt an diesem Morgen die USNS „Pathfinder“ – Besuch von der amerikanischen Meeresaufklärung.

Dass der schneeweiße Störenfried, wie behauptet, am Meeresboden wirklich nur nach Wracks aus dem Zweiten Weltkrieg sucht, glauben die Russen in Sewastopol so wenig wie den übrigen Beteuerungen der US-Kriegsmarine. Ein rus-

sischer Kapitän zur See an Bord der „Moskwa“ sagt mit bitterem Spott: „Angeblich bringen die Amerikaner mit ihren Kriegsschiffen ja nur Trockenmilch nach Georgien. Das wäre die teuerste Trockenmilch der Welt.“

Nato-Schiffe in den Buchten der „Heldenstadt“ Sewastopol – bei jenen Russen, die ihr Volk seit je von Feinden umzingelt sehen, ruft das alte Reflexe wach. Von einer bevorstehenden „dritten Verteidigung“ der Stadt ist neuerdings die Rede in moskau-treuen Zeitungen auf der Halbinsel, Kosaken-Verbänden und Hinterzimmern politischer Brandstifter. Nach den heldenhaft verlorenen Schlachten im Krim-Krieg des 19. Jahrhunderts und später gegen Nazi-Deutschland stehe nun ein Abwehrkampf anderer Art bevor: gegen die ins Nato-Lager strebende politische Führung der Ukraine.

Wenn von der Krim und von Sewastopol gesprochen wird, dann geht es aus russischer Sicht nicht nur um einen Flottenstützpunkt, sondern auch darum, ein Stück Miniatur-Russland zu retten. Eines mit Zedern und Akazien direkt am Meer, mit Bronze-Lenin unter der Wladimir-Kathedrale und schicken Offizierscasinos, mit nächtlichem Schaulaufen langbeiniger Mädchen auf den Piers und Russenpop unterm Sternenhimmel.

„Die Krim war alles, was Russland nicht war: Süden und Freiheit, Aus-

land auf dem Territorium des Reiches“, schreibt der Ostkundler Karl Schlögel. Die Krim, seit Zarenzeiten Fluchtpunkt der besseren Gesellschaft, zu Sowjetzeiten dann „rote Riviera“, habe einen Stammplatz im kollektiven russischen Gedächtnis: „Traumlandschaften sind stabiler als Staaten, und die Karten im Kopf existieren selbst dann noch, wenn längst neue Grenzen gezogen sind.“

Die Grenzen zugunsten der Ukraine wurden hier schon vor Jahrzehnten gezogen. Die Stimmen, die Russlands unveräußerlichen Anspruch auf die Krim bekräftigen, mehren sich allerdings erst jetzt. Droht also tatsächlich, wie ukrainische Regierungspolitiker behaupten, die Wiederholung des blutigen „georgischen Szenarios“ auf dem Boden der Krim?

„Einen friedlichen Weg wird es nicht geben, der Preis für eine gewaltsame Lösung der Krim von der Ukraine wiederum wäre hoch: Kampf gegen das eigene Brudervolk“, sagt der schmale russische Offizier, der in einem verschwiegene Gartenrestaurant von Sewastopol zum Treffen erscheint. Wiktor Kalugin, so will er zum eigenen Schutz genannt werden, kennt die Gefechtsbereitschaft seiner Truppe. Er war vorn dabei auf dem Schiff, das am Abend des 9. August vor der Küste Abchasiens das Küstenwachboot „Georgi Toreli“ versenkte – mit zwei Malachit-Raketen.

„Krieg ist Krieg“, ein Offizier habe Befehle auszuführen, sagt Kalugin. Auch dann, wenn gegen einstige Brudervölker aufmarschiert wird, wie in Georgien: „Wir wussten ja nicht einmal, wohin es geht, als der Einsatzbefehl kam“, sagt Kalugin. „Wir haben versucht, uns mit Fernsichtnach-





ten auf dem Laufenden zu halten. Aber der Empfang auf dem Meer war schlecht. Selbst unser Kommandeur wusste von nichts.“

Stünde Kalugin genauso stramm, wenn es gegen die ukrainischen Nachbarn ginge? Er mag darüber nicht nachdenken, er hat seit der späten Sowjetzeit bei der Marine gedient, immer da, wo er gerade hingestellt wurde. Mit ehemaligen Kollegen, die inzwischen in der ukrainischen Schwarzmeerflotte Dienst tun, trinkt er noch Wodka, über Politik sprechen sie dabei nicht. Seinen sehnlichen Wunsch behält der hohe Marineoffizier Kalugin an solchen Abenden für sich: dass „nicht nur über Sewastopol, sondern über der ganzen Krim“ bald wieder die russische Fahne wehe.

Es ist wie in vielen ehemals geschlossenen Städten des Riesenreichs: Auch in Sewastopol, unter Sowjetherrschaft zur „letzten Bastion“ ernannt und so streng abgeschirmt, dass Ausländer bis 1996 keinen Zutritt hatten, gedeihen Paranoia und Feindpropaganda noch immer wie Keimlinge unter Treibhausglas. Die giftige Saat, die seit der ukrainischen Revolution 2004 und Kiews Kurswechsel von beiden Seiten gelegt wurde, ist endgültig aufgegangen.

In den Zeitungen der Hafenstadt, die „Letzte Bastion“ oder „Legendäres Sewastopol“ heißen, häufen sich besorgniserregende Berichte: Beinahe-Kollision des Raketenkreuzers „Moskwa“ mit einem Boot der ukrainischen Marine in der Großen Bucht; Aufmarsch russischer Aktivisten an der Grafenmole, Gerangel mit der Polizei, Zerstörung einer Gedenktafel zur Erinnerung an das erste Kriegsschiff unter ukrainischer Flagge; Proteste der Ukrainer gegen das neue Denkmal für Zarin Katharina II. an der Lenin-Straße und darauffolgende Nachtwachen russischer Freiwilliger an diesem Ort.

Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte sind nach 1991 zerschlagen und die Trümmer neu zusammengesetzt worden. Auf der einen Seite ist daraus ein Bild entstanden, in dem jetzt vorwiegend ukrainischsprachige Freiheitshelden, Feldherren und Dichter vorkommen. Auf der anderen Seite, beim einstigen Herrschervolk, aber wächst der Zorn: über die Verbannung russischer Fernseher aus dem Kabelnetz, über Uni-Vorlesungen in ukrainischer Sprache und Schulbücher, in denen russische Literatur neuerdings unter „Weltliteratur“ abgehandelt wird.

Die Zentrale des russischen Widerstands liegt am Nachimow-Platz, Lew Tolstois alter Wohnadresse. Hier, im „Moskauer Haus“, laufen die Fäden eines Netzwerks zusammen, das ortsansässigen Russen Heimatgefühl verschaffen soll – durch eine Schule mit russischem Lehrplan etwa, eine Filiale der Moskauer Lomonossow-Universität oder den Bau von bisher 2000 komfortablen Wohnungen für Offiziere.

Das Geld für die Projekte kommt aus dem Haushalt des Moskauer Bürgermeis-

ters Luschkow, der seiner Brandreden wegen seit Mai mit Einreiseverbot belegt ist. Für die Russen in Sewastopol hingegen ist er ein Volksheld. Weil einer wie er, der für neue Schulen, Hörsäle, Wohnungen sorgt, unmissverständlich klarmacht, dass die Ukrainer auf einen Abzug der Russen, ob „2017 oder 3017“, wie Luschkow spottet, gar nicht erst zu hoffen brauchen.

Im Stadtparlament von Sewastopol wird das ähnlich gesehen. Dort haben Gefolgsleute von Ex-Premier Wiktor Janukowitsch, Kommunisten und Radikale vom „Russischen Block“ das Sagen. Der Landesvorsitzende des „Blocks“, Alexander

aber „ein heißer Herbst“ stehe auf jeden Fall bevor.

Kein friedlicher Ausweg also? Doch, doch, sagt Swistunow – die ukrainischen wie auch die weißrussischen Brüder müssten sich nur mit Moskau auf die Rückkehr zu einem gemeinsamen Staat einigen: „Warum eine neue historische Tragödie riskieren, wo es doch um eine gemeinsame Nation geht?“

Mit Swistunow haben knapp 90 Prozent aller Abgeordneten im Parlament der Autonomen Republik Krim gerade für eine Resolution gestimmt, mit der die westorientierte ukrainische Regierung aufgefordert wird, die abtrünnigen Republiken Abchasien und Südossetien anzuerkennen: ein Vorschlag ohne Aussicht auf Erfolg. Aber ein Nadelstich mehr, der Schlagzeilen macht. Genau wie die als Hilferuf verkleidete Drohung des Vize-Parlamentssprechers der Krim, der gesagt hat: „Mit Sorge sehen wir heute nicht weniger dramatischen Zeiten entgegen als vor eineinhalb Jahrhunderten im Krim-Krieg“ – wieder sei Europa „gegen Russland in den Krieg gezogen“.

„Und“, fragt Miroslaw Mamtschak grinsend, „wie lautete damals das Ergebnis? Russland hat verloren, Sewastopol ist gefallen. Alle Feinde, die hierher kamen, haben die Stadt eingenommen – das ist die bittere Wahrheit über die Heldenstadt.“

Mamtschak, Kapitän zur See a. D. der Schwarzmeerflotte, war einer der ersten, die sich 1992 auf die ukrainische Fahne verweigern ließen. Jetzt ist er einer der Letzten, die noch furchtlos aussprechen, was juristisch eigentlich unstrittig sein sollte – dass die Hafenstadt unveräußerlicher Teil des ukrainischen Staatsgebiets und die Anwesenheit der russischen Flotte bis 2017 vertraglich begrenzt ist.

Mamtschak, der auch Vorsitzender der „Ukrainischen Gesellschaft“ und Chef des Militärsenders „Bris“ ist, steht in der Stadt unter schwerem russischem Beschuss. Als SS-Offizier wurde er auf Plakaten diffamiert, als Faschist mit Hitler-Bärtchen, und an die Mauern seines Hauses, so sagt er, sei „Raus aus Sewastopol“ geschmiert worden. Doch von „kriminellen“ und „psychisch kranken“ Kriegstreibern wolle er sich nicht in die Knie zwingen lassen.

Die leidgeprüfte Heldenstadt, sagt Mamtschak, brauche endlich ein ziviles Konzept für die Zukunft. „Momentan haben wir hier 100 Kilometer Kaimauer für Kriegsschiffe, aber nur 90 Meter für Kreuzfahrtschiffe, das muss sich ändern.“ Touristen statt Torpedos in den Buchten, „ukrainische Kultur“ anstelle postsowjetischer Heldenverehrung: Das ist Mamtschaks Vision vom Sewastopol der Zukunft.

Wie das zu schaffen sei gegen den Willen Moskaus? Ganz einfach, sagt Mamtschak: „Die Ukraine muss dringend in die Nato. Oder sich wieder Atomwaffen besorgen. Russen verstehen einzig und allein die Sprache der Macht.“

ANZEIGE

Mehr Leistung:

5,0%

Tagesgeld PLUS

Zinssatz gilt p. a. für 6 Monate, bis 30.000 Euro  
- exklusiv für Neukunden.

Beste Bank

Gesamtsieger  
2008

Ausgabe 5/2008

Euro

www.comdirect.de oder 01803-4445  
(0,09 Euro/Min. aus dem Festnetz der Dt. Telekom)

comdirect

Ihr Geld kann mehr

Swistunow, ist auf Zwischenstopp in Sewastopol. Und für Fragen offen.

Wie er da so sitzt, eine friedliche Zukunft der Krim beschwört und gleichzeitig erklärt, warum es vermutlich anders kommen wird, ist Swistunow der Prototyp des Brandstifters mit Unschuldsmiene. Die Stimmung der Menschen in Sewastopol gleiche, leider, heute der in Abchasien und Südossetien vor dem Kriegsausbruch, sagt er. Der „tragische historische Irrtum“, die ganze Krim der Ukraine zuzuschlagen, drohe sich zu rächen. Kein Grund natürlich für ihn und seine Leute, einen Krieg zu entfesseln,